

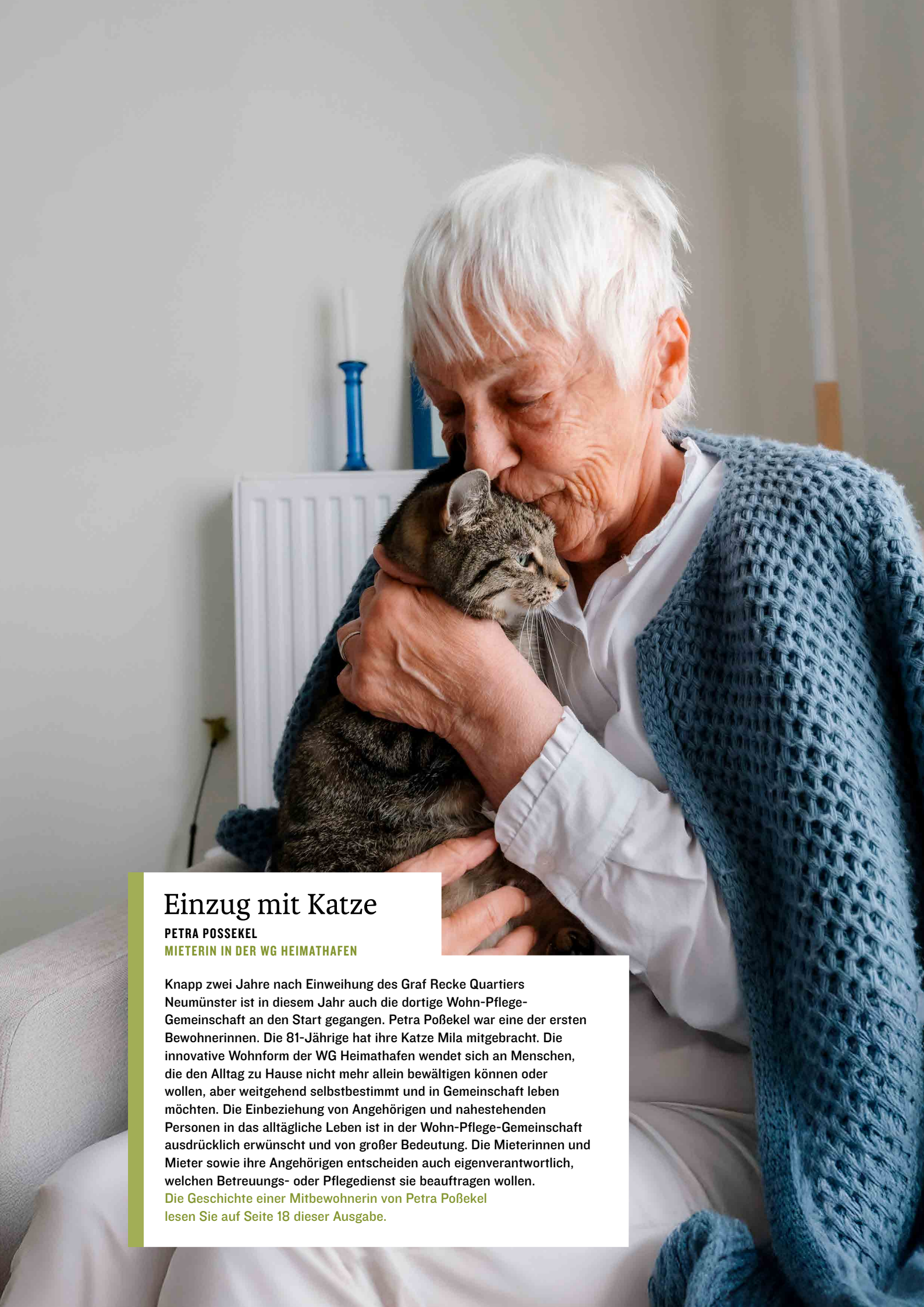


recke:*in*

Das Magazin der Graf Recke Stiftung



Um
Auf *brüche*



Einzug mit Katze

PETRA POSSEKEL

MIETERIN IN DER WG HEIMATHAFEN

Knapp zwei Jahre nach Einweihung des Graf Recke Quartiers Neumünster ist in diesem Jahr auch die dortige Wohn-Pflege-Gemeinschaft an den Start gegangen. Petra Poßekel war eine der ersten Bewohnerinnen. Die 81-Jährige hat ihre Katze Mila mitgebracht. Die innovative Wohnform der WG Heimathafen wendet sich an Menschen, die den Alltag zu Hause nicht mehr allein bewältigen können oder wollen, aber weitgehend selbstbestimmt und in Gemeinschaft leben möchten. Die Einbeziehung von Angehörigen und nahestehenden Personen in das alltägliche Leben ist in der Wohn-Pflege-Gemeinschaft ausdrücklich erwünscht und von großer Bedeutung. Die Mieterinnen und Mieter sowie ihre Angehörigen entscheiden auch eigenverantwortlich, welchen Betreuungs- oder Pflegedienst sie beauftragen wollen.

Die Geschichte einer Mitbewohnerin von Petra Poßekel lesen Sie auf Seite 18 dieser Ausgabe.



Pfarrer Ulrich Lillie

Liebe Leserin, lieber Leser,

unverhofft schwanger, keine Unterstützung und kein Dach über dem Kopf auf einem unfreiwilligen strapaziösen Weg durch eine fremde und unwirtliche Umgebung. Die wunderbare Geschichte von der Menschwerdung Gottes mitten im kalten Dunkel dieser Welt ist – Gott sei Dank! – keine »Schmonzette«, erst recht keine Idylle. Die Weihnachtsgeschichte zeichnet ein sehr realistisches Bild einer kalten, ungerechten und wenig freundlichen Welt, in der viele Menschen vom Schicksal hart getroffen und dann von anderen Menschen allein gelassen werden. Viel zu oft, auch heute.

Ein zugiger Stall – und kein Palast.

Die mittellosen Hirten – und nicht die Würdenträger des Landes.

Ein schutzloser Winzling in einer Strohkrippe – keine Quotenkönigin mit Millionen von Followerinnen und Followern.

Mein Herr und mein Gott – schutzlos und abgewiesen in finsternen Zeiten, damals und heute.

Und dann doch dieses unbeschreibliche Licht vom Himmel, der Gesang der Engel und dieser den Weg weisende Stern genau über einem scheinbar gottverlassenen Stall: »Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen.«

Diese Geschichte mit ihrem besonderen Licht stellt die Verhältnisse dieser Welt auf den Kopf, gestern genauso wie heute noch. Sie ist die sanfte und lichtvolle Revolution der unbedingten Menschenfreundlichkeit des Gottes, dem es gefallen hat, genau so und genau an diesem verlassenen Ort Mensch zu werden unter Menschen.

In dieser Weihnachtsausgabe der *recke:in* berichten wir über Menschen, die in ihrem Leben unerwartet von plötzlichem Unglück und großen Herausforderungen getroffen wurden und dann – auch unerwartet – professionelle und zugewandte Unterstützung erfahren haben.

Diese Geschichten spiegeln die Verletzlichkeit unseres Lebens. Sie erzählen nicht von »den Anderen«, sondern von Menschen, die in vielen Fällen selbst ebenso sicher im Leben zu stehen schienen, wie wir das von uns häufig selbst annehmen. Doch die Zahl der Kindeswohlgefährdungen hat im Jahr 2023 einen neuen Höchststand erreicht. Und 1,8 Millionen Menschen leiden an Demenz, ein Anstieg auf bis zu 2,8 Millionen wird nach aktuellem Stand bis 2050 prognostiziert. 45 Prozent der Bundesbürger sind von Depression betroffen – durch eigene Erkrankung oder indirekt als Angehörige. Auf den ersten Blick sind das abstrakte Zahlen. Hinter jeder Zahl verbergen sich Erfahrungen von menschlichem Leid und auch Gewalt mitten in unserem persönlichen Lebensumfeld.

In diesem Heft lesen Sie vier sehr persönliche Geschichten, die alles andere als abstrakt sind – Geschichten von Brüchen und Umbrüchen, aber auch von hoffnungsvollen Aufbrüchen und Neuanfängen. Bei Licht besehen sind es kleine Weihnachtsgeschichten. Geschichten, die sich nicht von selbst verstehen. Expertinnen und Experten erklären, wie eine wirkliche Unterstützung gelingen kann und wie wichtig dabei Offenheit und Solidarität sind, um Tabus zu überwinden und Betroffenen wirksam helfen zu können.

Ich wünsche Ihnen und Ihren Lieben frohe und gesegnete Weihnachten und ein friedvolleres Jahr 2025.




Mit herzlichen Grüßen, auch von meiner Kollegin Petra Skodzig und meinem Kollegen Jens Leutner

Ihr
Ulrich Lillie
Theologischer Vorstand

Wer wir sind & was wir tun

Die Graf Recke Stiftung ist eine der ältesten diakonischen Einrichtungen Deutschlands. 1822 gründete Graf von der Recke-Volmerstein ein »Rettungshaus« für Straßenkinder in Düsseldorf. Zur Kinder- und Jugendhilfe kamen die Behindertenhilfe (1986) und die Altenhilfe (1995) hinzu. Heute besteht die Stiftung aus den Geschäftsbereichen *Graf Recke Erziehung & Bildung*, *Graf Recke Sozialpsychiatrie & Heilpädagogik* und *Graf Recke Wohnen & Pflege*. Ebenfalls zur Stiftung gehören die Graf Recke Pädagogik gGmbH, die Jugendhilfe Grünau in Bad Salzungen, die Graf-Recke-Kindertagesstätten gGmbH, das Haus Reckeblick im Graf Recke Quartier Neumünster und die Dienstleistungsgesellschaft DiFS GmbH.

Mehr Informationen und aktuelle News aus der Graf Recke Stiftung:


 www.graf-recke-stiftung.de
 www.graf-recke-karriere.de
 www.200JahreGrafRecke.de

 www.facebook.com/GrafReckeStiftung
 www.xing.de/companies/GrafReckeStiftung
 www.instagram.com/GrafReckeStiftung
 www.linkedin.com/company/GrafReckeStiftung



Laufend informiert sind Sie mit unserem Newsletter.

Hier anmelden:

 www.graf-recke-stiftung.de/newsletter

recke:in

Das Magazin der Graf Recke Stiftung
Ausgabe 3/2024

Herausgeber Vorstand der Graf Recke Stiftung
Einbrunger Straße 82, 40489 Düsseldorf

Redaktion Referat Kommunikation & Kultur
der Graf Recke Stiftung, Dr. Roelf Bleeker

Gestaltung Claudia Ott, Nils-Hendrik Zündorf

Bildnachweis Dirk Bannert, Achim Graf, Romina Uhrlau,
privat, Roelf Bleeker, Adobe Stock

Druckerei V+V Sofortdruck GmbH, 3.500 Exemplare

Umweltschutz recke:in wird CO₂-neutral gedruckt.

Im Verbund der
Diakonie 



Inhalt

6

Kreuz & quer

Neues aus der Graf Recke Stiftung

8

Endlich Vollzeitpapa

Familiendrama mit Happy End

12

Eltern brauchen Unterstützung

Partizipationsforscherin Nicole Knuth über Elternbeteiligung in der Jugendhilfe

14

Ein neues Leben in der Arche

2022 war Sara ganz unten – dann traf sie mit ihrer Schwester eine mutige Entscheidung

16

Durch die Krise

Ein sehr persönlicher Erlebnisbericht

18

Im Heimathafen

Ein Jahr des totalen Umbruchs

22

Diakonie-ABC

S wie Seelsorge

24

Ihre Unterstützung

Kick-off mit Fortuna und andere Herzensprojekte

26

Seitenblick

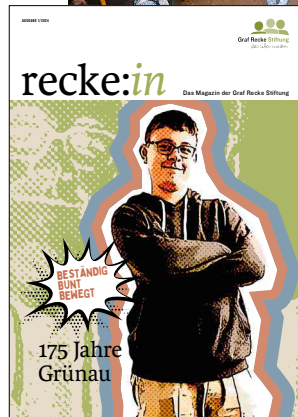
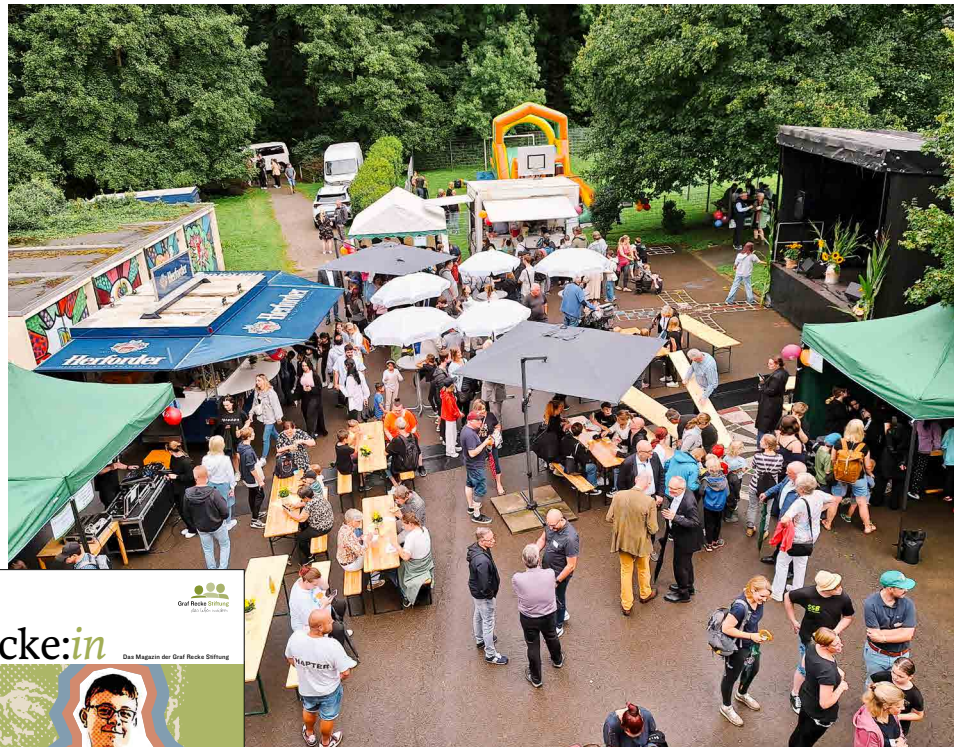
Radeln für die Seele

Jubiläumsfest

**Jubiläumsjahr
der Jugendhilfe
Grünau geht zu
Ende.**

Der traditionelle Adventsbasar setzte jetzt den Schlusspunkt unter das Jubiläumsjahr der Jugendhilfe Grünau. Höhepunkt der Feierlichkeiten zum 175-jährigen Bestehen war aber das Sommerfest im August – auch wenn es zu Beginn ein völlig verregnetes war. Doch weder ließen sich die Rednerinnen und Redner auf der Bühne noch die zahlreichen Gäste davor dadurch beirren. Erst recht nicht die Kinder, Jugendlichen und Mitarbeitenden aus Grünau, die das Sommerfest organisiert hatten und bei immer sonnigerem Wetter zu einem gelungenen

Höhepunkt des Jubiläumsjahres machten – Zirkusvorführungen inklusive. So schlug auch Dirk Tolkemitt, Bürgermeister von Bad Salzfulen, den Bogen von der Meteorologie zur Pädagogik: »Vielleicht passt das heutige Wetter zu Grünau: Sie nehmen den Regen aus den Seelen der Kinder.«



Die Schwerpunkt-Ausgabe der *recke:in* zum 175-jährigen Bestehen finden Sie unter www.recke-on.de/recke:in-archiv



Mitarbeitendenfest



500 Kolleginnen und Kollegen feierten im Kulturzentrum Zakk.

Üblicherweise findet es alle zwei Jahre statt, doch ausgerechnet das zum 200-jährigen Bestehen der Graf Recke Stiftung geplante, extragroße Mitarbeitendenfest fiel 2022 der Pandemie zum Opfer und wurde deshalb 2023 nachgeholt. Daher gab es die beiden jüngsten Ausgaben der Veranstaltung nun in zwei aufeinanderfolgenden Jahren. Dass das Wetter sich 2024 wenig sommerlich präsentierte, tat der Stimmung keinen Abbruch. Rund um den Grill und das Buffet, an den Tischen und Stehtischen sowie auf der Tanzfläche im Innenraum gab es für alle Gäste genügend Raum für Begegnung und Austausch. In einem eigens eingerichteten Fotostudio konnten sich alle Gäste zudem vom Profi-Fotografen ablichten lassen – für eine bleibende Erinnerung an ein gelungenes Mitarbeitendenfest. Das nächste Fest im Zakk steigt dann wieder in zwei Jahren, also 2026.



Erneut als Top Company ausgezeichnet

Bereits 2023 erhielt die Graf Recke Stiftung das begehrte Gütesiegel.

In diesem Jahr haben die positiven Bewertungen nicht nur zur Auszeichnung als Top Company geführt, sondern die Graf Recke Stiftung unter die Top Ten der besten Unternehmen in Düsseldorf gebracht. Das Siegel von »kununu« ist eine der begehrtesten Auszeichnungen für Arbeitgebende. Es wird an Unternehmen verliehen, die in aktuellen Bewertungen eine besondere Wertschätzung erhalten haben und ein angenehmes Arbeitsumfeld sowie eine transparente Unternehmenskultur bieten. Nur rund fünf Prozent der Unternehmen erhalten laut »kununu« das Siegel und können so ihre Attraktivität gegenüber neuen Talenten hervorheben und sich als Top-Arbeitgebende positionieren.

Protest

32.000 demonstrierten gegen Kürzungen im NRW-Sozialhaushalt.

Fünf nach zwölf: Um diese Uhrzeit und unter diesem Motto fanden sich 32.000 Menschen Mitte November auf den Düsseldorfer Rheinwiesen ein, um gegen die Kürzungen im Sozialbereich zu demonstrieren. Mit dabei waren auch zahlreiche Vertreterinnen und Vertreter der Graf Recke Stiftung. Ob Vorstand oder pädagogische Mitarbeitende: Gemeinsam protestierten alle für die Rücknahme der Kürzungspläne, für stärkere Unterstützung sozialer Einrichtungen und ein soziales Nordrhein-Westfalen. Denn der Haushaltsentwurf 2025 der NRW-Landesregierung sieht Abstriche bei zahlreichen sozialen Diensten und Angeboten vor. Durch diese Kürzungen wird die soziale Infrastruktur geschwächt.





Endlich Vollzeitpapa

Marcus Neumann kämpfte jahrelang vergeblich um die Rückkehr seines Sohnes, der vom Jugendamt in einer Wohngruppe im Bergischen Land untergebracht worden war. Die Streitigkeiten zwischen den getrennten Eltern hatten den Jungen krank gemacht. Nach dem Wechsel von Robin in eine Fünf-Tage-Gruppe der Graf Recke Stiftung aber ging alles ganz schnell. Mittels intensiver Familienarbeit entspannte sich die Situation, ein Jahr später bereits zog das Kind erneut um: zum Papa. Nun sind die beiden ein Team, das sich mit Unterstützung durch Familientherapeutin Simone Kern immer mehr findet.

Von Achim Graf

Marcus und Robin Neumann wirken an diesem Nachmittag wie ein eingespieltes Team. Meist müssen sich Vater und Sohn nur anschauen und wissen über die Gefühlslage des anderen offenbar Bescheid. Der Zwölfjährige macht im Beisein von Fremden ohnehin nicht viele Worte, was sein Vater mit lebhaften Erzählungen ausgleicht. Es wird überhaupt viel gelacht, und für den Fotografen Albert das Duo später mit Hingabe herum. Das Besondere an der Konstellation: Um ein solches Team zu werden, hatten die beiden keine zwölf Jahre Zeit, sondern im Prinzip nur eines. Erst seit Herbst 2023 lebt Robin wieder bei seinem Vater, der Weg bis dahin war lang und beschwerlich – mit einem kleinen Wunder ganz am Ende.

Denn ein Jahr zuvor, im Herbst 2022, war Robin in die damalige Fünf-Tage-Gruppe Ratingen der Graf Recke Stiftung eingezogen, nur die Wochenenden und den Großteil seiner Ferien verbrachte der Junge wechselweise bei Mutter oder Vater. Dass sich daran so schnell etwas ändern würde, daran glaubte Marcus Neumann zu jener Zeit nicht. Zu viel hatte er die Jahre davor erlebt. »Ich fand es gut, dass Robin näher bei mir war, hatte aber aufgrund widriger Erfahrungen mit dem Familienrechtssystem wenig Hoffnung, dass der Junge bald nach Hause kommt«, erinnert er sich. Der Grund: »Ich habe damals niemandem mehr vertraut.« Wer dies

verstehen will, muss die Geschichte von Robin und seiner Familie kennen.

Das Drama begann 2013, als Marcus Neumann gegenüber seiner damaligen Frau den Trennungswunsch äußerte. »Ich wollte, dass wir friedlich auseinandergehen, ich bin selbst ein Scheidungskind und weiß, dass das funktionieren kann«, sagt der 47-Jährige. »Doch schon zwei Tage später kam der erste Brief vom Gericht.« Es begann »ein jahrelanger Rosenkrieg«, wie Neumann es nennt, auch um das Umgangsrecht mit dem gemeinsamen Kind. Das verabredete Wechselmodell 50 : 50 war ihm zufolge nur schwer umsetzbar. Da er zu dieser Zeit aus gesundheitlichen Gründen nicht erwerbstätig war, habe er selbst keine Unterstützung für seinen Sohn bekommen, erzählt er. »Ich habe von meinem knappen Geld zum Teil Kleider oder ein neues Spielzeug für ihn gekauft.« Das Einzige, was ihm zugestanden worden sei, war eine entsprechende Wohnung mit eigenem Zimmer für Robin.

ER SCHEITERTE AM SYSTEM

Und so verbrachte der Junge die überwiegende Zeit bei seiner Mutter. Schon damals hätte der Vater sein Kind gern zu sich genommen, »weil es bei der Mutter nicht so war, wie ich mir das vorgestellt habe«, meint er. Deutlicher will er nicht werden. Aber über die Jahre sei sein Wunsch von den Behörden immer wieder abgelehnt worden, aus fadenscheinigen

Gründen, wie er meint. »Denen war einmal tatsächlich meine Wohnung zu ordentlich. Ob sich das Kind hier überhaupt bewegen dürfe?« Marcus Neumann schüttelt nur den Kopf. »Es kann doch nicht sein, dass ein Vater sich um sein Kind kümmern will und das System lässt ihn nicht.«

Doch der Tag des echten Einschnitts sollte erst noch kommen: Es war im Januar 2020, als Robin erkrankte und zur Diagnose in eine Klinik im Bergischen Land eingeliefert wurde. Es habe sich herausgestellt, dass das Leiden psychosomatisch bedingt sei, »auch wegen der Streitigkeiten der Eltern«, sagt Marcus Neumann. Eigentlich, erzählt er, hätte in der Zeit der Diagnostik Familienarbeit stattfinden sollen. »Aber dann kam Corona, kamen die Kontaktsperren. Wir haben fast nur noch übers iPad kommuniziert.« Doch sein damals achtjähriger Sohn kehrte auch nach drei Monaten Klinikaufenthalt nicht heim. »Er wollte das selber nicht mehr, hatte Angst, vor allem vor dem neuen Partner meiner Ex-Frau«, so berichtet es der Vater. Robin selbst hat an diese Zeit kaum eine Erinnerung.

Und so wurde vom Jugendamt entschieden, dass der Junge nach seiner Entlassung zunächst in einer Wohngruppe unterkommt. »Das war gleich nebenan, nur die Straße rüber«, berichtet Robin. »Wir sind Rad gefahren und haben Ausflüge gemacht.« Und obwohl er dort Freunde gefunden hat, empfand er das Leben in der Gruppe »so mittel«, wie er sagt.

Sein Vater hingegen war »zuallererst sehr erleichtert, dass Robin erst mal nicht in den mütterlichen Haushalt zurückkehrt«. Schmerz über die Trennung habe er zunächst weniger empfunden, da Robin sich in dieser Zeit erstmals ihm gegenüber geöffnet habe. »Robin hat sich mir endlich anvertraut, den Fachkräften hat er wenig erzählt.« Was aus Sicht von Marcus Neumann zum Problem wurde: »Ich galt als der böse Ex-Mann. Man hat sich lange Zeit gar nicht die Mühe gemacht, meinen Bedenken nachzugehen.« Mit dem Lebensgefährten der Ex-Frau etwa sei nie ein Gespräch zustande gekommen.

VERLORENE TAGE

Was alle nicht ahnten: Wie lange der Junge noch im Bergischen leben würde, weit weg vom im Rheinland lebenden Vater, den er nur jedes zweite Wochenende besuchen durfte. Später im Wechsel auch wieder seine Mutter. Für diese sei es extrem schwer gewesen, glaubt Marcus Neumann. Und für den bei ihr lebenden Halbbruder von Robin.

»Wenn die Eltern nicht
mitarbeiten, haben wir
keine Chance.«

DIMITRA GEORGIU



»Der hat ihn schrecklich vermisst.« Und klar, gelitten habe auch er: »Jeder Tag, an dem das Kind nicht zu Hause ist, ist ein verlorener Tag. Aber ich wollte, dass alles zu einem Ziel führt und nicht umsonst war.«

Und daher waren Marcus Neumann und seine Ex-Frau schließlich bereit, nach zweieinhalb Jahren dem im Rahmen der Hilfeplanung vorgeschlagenen Wechsel von Robin in die Fünf-Tage-Gruppe Ratingen zuzustimmen: »Das war näher und zudem war mehr Umgang vorgesehen«, sagt Neumann. Dies sei in dieser Betreuungsform der entscheidende Punkt, erläutert Dimitra Georgiou, Fachaufsicht im Fachbereich II der *Graf Recke Erziehung & Bildung*. Von Freitag bis Sonntag seien diese Gruppen geschlossen, die Eltern verpflichteten sich zugleich zur verbindlichen Familienarbeit, sagt sie. »Von Anfang an arbeiten wir auf eine Rückführung hin. Es gibt nicht viele Familien, die das so leisten können.«

Den Neumanns traute man das zu. Doch der Vater selbst blieb nach seinen Erfahrungen skeptisch: Im Vorstellungsgespräch habe er einfach alles abgenickt, erinnert sich Dimitra Georgiou. »So nach dem Motto: Lass die mal reden.« Sie schaut hinüber zu ihm. »Ich war so verbohrt, ich dachte wirklich nicht mehr, dass es Menschen gibt, die umsetzen, was sie sagen«, räumt er offen ein. Doch da kannte er das fünfköpfige Team der Fünf-Tage-Gruppe noch nicht. Und auch nicht Simone Kern.

Die 48-Jährige ist die Familientherapeutin in der Wohngruppe, die seit ihrem Umzug

nach Düsseldorf-Wittlaer unter »Take 5« firmiert. Mit einer halben Stelle kümmert sie sich explizit um den Einbezug der Familien der dort lebenden Kinder, eine Besonderheit. Sie bittet zum Gespräch »in einem wertungsfreien Raum«, wie sie betont. »Ich habe mindestens einmal die Woche persönlichen, direkten Kontakt.« Doch auch der Therapeutin war Marcus Neumann zunächst mit Misstrauen begegnet, wie er zugibt. »Er hat mir den Kampf angesagt«, so drückt es Simone Kern aus und kann heute darüber lachen. Denn tatsächlich sollte sich die Stimmung nicht nur bei Robin, sondern auch bei seinem Vater rasch ändern.

ALLE ERNST GENOMMEN

Ganz am Anfang habe er in seinem Frust zwei Aktenordner zum Fall seines Sohnes bei Simone Kern auf den Tisch geknallt. »Hier haben Sie was zu lesen, ich mag nicht mehr dauernd meine Lebensgeschichte wiederholen.« Und eine Woche später musste ich feststellen: Sie hatte tatsächlich reingeschaut.« Das war der Frustlöser. Danach habe es keine zwei Wochen mehr gedauert, »dann hatte sie den Lebensgefährten meiner Ex-Frau an den Tisch bekommen«. Simone Kern lächelt. »Was wir den Eltern anbieten, ist eine Offenheit, eine Klarheit, eine Transparenz«, sagt sie dann. »Ich bin niemand, der um den heißen Pudding rumredet.« In diesem Fall sei es um ein hoch zerstrittenes Elternpaar gegangen, »da musste Klarheit rein«. In Rückkopplung mit dem Team und der Fachaufsicht sei man in Familien-



Aufgeblüht: Robin genießt jetzt das Leben beim Vater.



Marcus Neumann: »Es war ein verdammt hartes Jahr.«



Simone Kern: »Wir bieten den Eltern Offenheit, Klarheit, Transparenz.«

gesprächen den gegenseitigen Vorwürfen auf den Grund gegangen. Ihre Maxime: »Ich habe sie ernst genommen, alle drei.« Allerdings: »Wenn die Eltern dabei nicht mitarbeiten, haben wir keine Chance«, ergänzt Dimitra Georgiou.

Doch die Anstrengung sollte sich lohnen. Nicht allein, weil Robin aufblühte, durch die verlängerten Wochenenden zu Hause zum einen. Sondern auch, weil er sich in der Wohngruppe mit sieben weiteren Mädchen und Jungen wohlfühlte, größere Freiheiten genoss, er in den Medienzeiten sein Smartphone nutzen oder am Computer spielen und dazu regelmäßig mit den Eltern telefonieren konnte, wie er erzählt. »Ich hatte ein großes Zimmer und durfte jedes Wochenende für zwei Nächte nach Hause«, beschreibt er sein größtes Glück. Der Höhepunkt aber war die Familienfreizeit im darauffolgenden Sommer – mit Mama und Papa. »Das war eine grandiose Idee aus der Familie heraus«, befindet Simone Kern im Rückblick.

ENTSCHEIDUNG BEI DER FAMILIENFREIZEIT

Acht Tage blieben Zeit, unter großer Anstrengung, »auch unter Tränen und Wut«, der Frage nachzuspüren, wo Robins künftige Lebenswelt sein könnte, sagt die Familientherapeutin. Marcus Neumann hat damals einen langen Brief an sich selbst geschrieben, der nicht nur Teamleiter Oliver Nitschmann zu Tränen rührte, sondern offenbar auch seine Ex-Frau beeindruckte. »Am Samstag kamen wir an, am Mittwoch fiel die gemeinsame Entscheidung: Robin geht zum

Papa«, berichtet Simone Kern. Selbst Robins Mutter habe erkannt, »dass sie viele Dinge, die nötig wären, nicht bedienen kann«.

Die folgenden drei Monate waren eine aufregende Zeit für alle. Es wurde laut Dimitra Georgiou besprochen, wie die Annäherung aussehen könnte und wie der Alltag organisiert werden muss: »Wie geht das mit der Schule, mit Arztterminen, der Freizeitgestaltung?« Fragen, die er sich bis dahin nicht stellen musste. »Ich war ja seit Jahren kein Vollzeitpapa«, sagt Marcus Neumann. Doch er hat sich durchgebissen, erfolgreich, in den Herbstferien 2023 zog Robin bei seinem Vater ein. »Ich fühlte mich am Ziel, mehr für Robin als für mich«, bringt er es auf den Punkt. »Dass die ganzen Jahre, dass das plötzlich vorbei ist.«

Und es läuft insgesamt gut, wenngleich es »ein verdammt hartes Jahr war«, wie der 47-Jährige einräumt. Sein Sohn nickt zustimmend. »Das ist auch der Grund, warum ich Frau Kern in der Nachsorge haben möchte«, sagt Vater Neumann. Für die Therapeutin ist das verständlich: »Wir brauchen eine Entwicklung, zwei oder drei Jahre sind völlig normal«, meint sie. Dennoch: »Herr Neumann ist die stabile Säule in der Familie. Die

Entscheidung, die auf der Familienfreizeit gefallen ist, war die richtige.« Robin genießt jetzt das Leben beim Vater, seine Mutter wohnt nur einige Hundert Meter entfernt. Seinen Halbbruder treffe er auch regelmäßig, erzählt er. »Das sind keine fünf Minuten.« Er strahlt. Auch Fachaufsicht Dimitra Georgiou erlebt einen vergnügten Jungen. »Und sein Vater ist für ihn da.«

Dass dieser wieder Zutrauen fand, in andere und in sich selbst, lag seiner Ansicht nach am gesamten Team der Fünf-Tage-Gruppe. »Sie gaben mir das Gefühl, nichts falsch gemacht zu haben, ich wusste es zu diesem Zeitpunkt halt nicht besser«, sagt Marcus Neumann. Doch er hat dazu gelernt. Wenn er nun regelmäßig zurückkehrt, habe er nicht das Gefühl, er komme zu Leuten, die »der verlängerte Arm des Jugendamts« sind. »Ich komme zur Familie, zu Freunden.« Ein großes Kompliment, über das sich Simone Kern sehr freut, das ist ihr anzumerken. Was denn das grundsätzliche Geheimnis hinter dem Erfolg des Konzepts der Fünf-Tage-Gruppen sei? »Ohne Eltern geht es nicht«, sagt sie dann mit Nachdruck. »Das ist auch eine Haltung.« //

Eltern brauchen Unterstützung

Partizipationsforscherin
Nicole Knuth über hilfreiche
Elternbeteiligung in
Jugendhilfemaßnahmen,
Krisen zum Start und
Erfolge beim Gelingen.

Eltern im Rahmen der Jugendhilfe zu beteiligen, kann zum Erfolg dieser Maßnahmen beitragen, so deuten Erkenntnisse aus Ihrer Forschung an. Was aber macht Partizipation gerade in diesem Bereich so herausfordernd?

Die Unterbringung von Kindern und Jugendlichen ist ein großer Einschnitt in das Leben von Eltern und Kindern. In der Regel stürzen Eltern dadurch in eine Krise, die zu bewältigen einige Zeit dauern kann, manche bewältigen sie nie. Auch Kinder befinden sich im Ausnahmezustand, wenn sie von den Eltern getrennt werden. Die Bewältigung dieser Krise ist jedoch schon stark in die professionelle Arbeit einbezogen und wird an vielen Stellen unterstützt durch die Fachkräfte in der Heimerziehung. Die Krise bei Müttern und Vätern wird in diesem Maße oft noch nicht genügend wahrgenommen und es wird wenig Unterstützung angeboten. Unsere Forschung aber zeigt, dass die Bewältigung der Krise der Eltern zentral ist: Sie müssen darin unterstützt werden, weiterhin Kontakt zu ihren Kindern zu halten oder zumindest Informationen über diese zu erhalten, damit die Hilfe gelingen kann.

Wie kommt es dazu, dass dies aus Ihrer Sicht noch nicht in ausreichendem Maße geschieht?

Im Vergleich zur Situation etwa in der Arbeit in der Behindertenhilfe sind die Eltern in der Jugendhilfe oft von starker Stigmatisierung betroffen. Ihnen wird in der Regel die Schuld zugeschoben, dass es nicht geklappt hat, dass die Kinder aus der Familie herausgenommen werden. Die Jugendhilfe selbst trägt mitunter zu dieser Stigmatisierung bei. Dazu kommt ein weiterer Aspekt, der es für die Eltern besonders

schwierig macht: Dass die Herausnahme oft einen erheblichen Zwangscharakter hat, obwohl die Eltern ihr Sorgerecht in den allermeisten Fällen behalten. Der Anteil der Sorgerechtsentzüge in der Heimerziehung lag zuletzt bei 16,4 Prozent. Dennoch wird zuweilen impliziert: Wenn sie als Eltern nicht kooperieren, werde man mit anderen rechtlichen Möglichkeiten agieren. Das haben uns die Eltern in unseren Befragungen immer wieder signalisiert.

Beim Fachtag erwähnten Sie, dass die Eltern aufgrund der Krisensituation zu Beginn selbst oft nicht bereit oder in der Lage sind, sich einzubringen.

Wie kann man dem entgegenwirken?
Eltern wünschen sich tatsächlich Hilfe, für sich selbst und für das Kind. Und wenn sie das Gefühl haben, dass sich die Situation für das Kind in der Gruppe verbessert, dann sind sie in der Regel auch deutlich kooperativer und empfinden dies als echte Hilfe und nicht mehr als Zwang. Dazu brauchen sie aber Informationen über ihr Kind. Und Orte, wo sie sich wohlfühlen können, auch in der Heimerziehung. Das heißt nicht unbedingt, dass man die Kinder treffen muss. Eltern wünschen sich aber Beratung durch diejenigen, die unmittelbar mit diesen umgehen, die ihre Kinder kennen. Externe Beratung ist für die Eltern dagegen oft schwierig, das haben sie schon so häufig erlebt. Sie wollen mit den Pädagoginnen und Pädagogen sprechen, die selbst die Schwierigkeiten im Alltag erleben, dass das Kind beispielsweise morgens nicht aufsteht und zur Schule geht. Wir haben jedenfalls bei keinem unserer Interview-

partner heraushören können, dass sie kein Interesse mehr an ihren Kindern haben. Sie wünschen sich vielmehr Beteiligung an den Hilfsmaßnahmen, wo etwa das Kind untergebracht wird oder zur Schule geht. Das ist in der Tat der Wunsch der Eltern. Und dass es ihrem Kind gut geht.

Wie könnte eine solche Beteiligung in den Einrichtungen konkret umgesetzt werden?

In unserem ersten Projekt 2014, an dem auch die Graf Recke Stiftung beteiligt war, haben wir unterschiedliche Konzeptbausteine erprobt, wie Eltern am Alltag ihrer Kinder beteiligt werden können. Ein Baustein war, dass ein Elternbeirat in einer Einrichtung gegründet worden ist. Was in Schule und Kita ganz selbstverständlich ist, dass es Gremien gibt, zum Teil auch gesetzlich verankert, die die Mitsprache von Eltern garantieren sollen, ist in der Heimerziehung bislang nicht gegeben. Das kontinuierlich beizubehalten war aber auch in unserem Projekt schwierig, wie sich zeigte. Es gibt jedoch andere Bausteine, die sind einfacher umzusetzen. Zum Beispiel ein Elterncafé, wo Eltern ihre Fragen mitbringen und sich mit Fachkräften austauschen können, wo sie sich willkommen fühlen.

Eltern untereinander haben zumeist ebenfalls kaum Kontakt, wie Sie in Ihren Interviews herausfanden. Läge in einer stärkeren Vernetzung eine Chance?

In der Tat: Nur die Hälfte der Eltern, die wir befragt haben, hatte überhaupt jemals Kontakt zu anderen Eltern. Zugleich empfanden diese den gegenseitigen Kontakt als sehr hilfreich. In einem neueren Projekt haben wir mit Eltern gesprochen, die sich ganz konkret eine Art Selbsthilfe oder Selbst-

»Eltern wünschen sich tatsächlich Hilfe, für sich selbst und für das Kind.«



Dr. Nicole Knuth

ist Professorin an der Fachhochschule Dortmund. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Kinder- und Jugendhilfe sowie Partizipation von Eltern und Kindern. Zusammen mit Hans-Ullrich Krause von der Alice Salomon Hochschule (ASH) Berlin bildet die Pädagogin den Vorsitz der Internationalen Gesellschaft für erzieherische Hilfen (IGFH). Gemeinsam haben sie bereits mehrere Forschungsprojekte durchgeführt, insbesondere Eltern in Maßnahmen der Jugendhilfe nach ihren Wünschen und Bedürfnissen gefragt. Dem Fachtag zum Thema »Elternbeteiligung« der *Graf Recke Erziehung & Bildung* im September 2024 stellten die beiden Forschenden ein Impulsreferat voran und waren zudem an den anschließenden Workshops beteiligt.



organisation vorstellen könnten. Aber nicht alle Eltern wünschen sich das. Es scheint davon abzuhängen, ob sie davor schon positive Gemeinschaftserfahrung gemacht haben. Dann aber würden sie dabei gerne mitmachen, benötigen allerdings Unterstützung, das zu organisieren. Das wäre eine Aufgabe von Jugendämtern, aber auch von Einrichtungen.

Muss sich in diesem Bereich also auch politisch etwas tun?

Das Kinder- und Jugendstärkungsgesetz von 2021 sieht vor, dass die Jugendämter Selbstorganisation fördern sollen, sowohl von Kindern und Jugendlichen, die sich vernetzen sollen, als auch von Careleavern, die die Jugendhilfe bereits verlassen haben, aber auch von betroffenen Eltern. Das gilt es jetzt umzusetzen. Wir hoffen, dazu im nächsten Jahr ein Projekt starten zu können. Wir wissen im Moment nämlich noch nicht genau, wie man das organisieren könnte, auch nicht, wie viel zusätzliches Personal es bräuchte, da es ja zusätzliche Aufgaben sind.

Was wäre in Bezug auf Elternbeteiligung aus Sicht der Forschung noch wünschenswert?

Mir wäre es wichtig, dass Einrichtungen den Einbezug von Eltern noch stärker betonen und dies tatsächlich als einen zentralen Strang ansehen, um zugleich die Arbeit mit den Kindern zu verbessern und erfolgreicher zu machen. Dass dies bei jeder Aufnahme eines Kindes von Anfang an mitgedacht und mitkonzipiert wird. Das heißt nicht, dass es in jedem Fall zu einer Rückführung kommen wird. Es geht oftmals darum, dass einfach Beziehungen neu sortiert werden, das müsste die Jugendhilfe als ihre Aufgabe ansehen. Auch solche Fachtage wie im September, wo Eltern ganz selbstverständlich neben Fachkräften saßen, könnten helfen. Denn ganz zentral ist, dass bei Konzeptentwicklungen die Eltern involviert sein müssen, damit diese ihre Wünsche und Interessen vorbringen können. Ohne das geht es eigentlich nicht. In diesem Sinne hat die Graf Recke Stiftung eine tolle Idee gehabt und das im Rahmen des Fachtages auch großartig umgesetzt. //

Die Fragen stellte Achim Graf

Einen Bericht vom Fachtag finden Sie in unserem Newsportal: www.recke-on.de/elternbeteiligung



Ein neues Leben in der Arche



Vor zweieinhalb Jahren war Sara ganz unten. Sie gab sich mit den falschen Leuten ab, kiffte fast täglich und war kaum in der Schule. Heute lebt die 16-Jährige drogenfrei, genießt das Reiten und hat die Qualifikation für die gymnasiale Oberstufe geschafft. Ihr ist das vor allem durch eine mutige Entscheidung gelungen: gemeinsam mit ihrer Zwillingsschwester von zu Hause aus- und in eine Wohngruppe auf dem Campus Hilden einzuziehen. Freiwillig.

Von Achim Graf

Wenn Sara an ihr Leben vor zweieinhalb Jahren zurückdenkt, kann sie es selbst kaum glauben. Sie gab sich mit zwielichtigen Leuten ab, hatte ein Drogenproblem, war stark übergewichtig und ein halbes Jahr lang kaum in der Schule. Und heute? Die 16-Jährige hat ein intaktes Umfeld, lebt drogenfrei, hat merklich abgenommen und die Qualifikation für die gymnasiale Oberstufe geschafft. Wie ihr all das passieren konnte, das eine wie das andere, ist nicht so leicht zu erklären, auch für sie selbst nicht. Die Wende aber vollzog sich nach einer mutigen Entscheidung: Gemeinsam zogen sie und ihre Zwillingsschwester 2022 von zu Hause aus und in zwei benachbarte Wohngruppen der Graf Recke Stiftung auf dem Campus in Hilden. Auf eigenen Wunsch.

Dies hatte selbst Thomas Volbert überrascht. »Das erlebt man nur sehr selten«, sagt der Pädagoge, der zu jener Zeit seine Stelle als Teamleiter der Intensivgruppe »Arche I« für Kinder und Jugendliche angetreten hatte, in die Sara im Mai 2022 einzog. Ihre Schwester fand einen Platz in der »Arche II« nebenan. Das war ein entscheidender Punkt: Die Nähe »hatten wir zur Bedingung gemacht«, sagt Sara. In beiden Gruppen sei damals je ein Platz frei geworden, erklärt Volbert die Trennung, die aus pädagogischer Sicht nicht das Schlechteste gewesen sei. »So konnten sich die Mädchen unabhängig voneinander entwickeln.«

Warum die beiden sich mit gerade einmal 14 Jahren zu einem solch drastischen Schritt entschieden haben, weiß Sara noch genau. »Wir wollten mehr Ruhe in unser Leben kriegen«, sagt sie. »Und ich wollte einfach nur Abstand.« Abstand vor allem von einem Umfeld, in das die Mädchen irgendwie hineingeraten waren und das sie zu zerstören drohte. Dass es so weit kommen könnte, war lange Zeit nicht abzusehen.

Im Alter von drei Jahren war Sara mit ihrer Familie aus Iran nach Deutschland gekommen. »Es war vor allem der Plan meiner Mutter«, erzählt sie. »Iran ist sehr frauenfeindlich. Sie wollte, dass wir ohne Probleme aufwachsen.« Und der Plan schien aufzugehen. Die Familie lebte ein Jahr in Sachsen und zog dann in den eher kleinstädtisch geprägten Stadtteil Gerresheim im Düsseldorfer Norden. »Wir hatten eine gute Kindheit, waren viel draußen und haben auch mit unseren Eltern viel unternommen«, erinnert sich Sara. Fremdenfeindlichkeit habe sie, die zweisprachig groß wurde, nie erlebt. »Wir hatten auch keinen Stress in der Familie oder in der Schule, das war alles tippitoppi.«



»Wir haben neue Schritte besprochen – und sie hat das einfach gemacht.«

THOMAS VOLBERT ÜBER SARA

Das sollte sich ändern, als die Schwestern mit knapp 13 Jahren aufgrund des Umzugs einer Freundin anfangen, mit einer Gruppe von Leuten in Garath »zu chillen«, wie die 16-Jährige es ausdrückt. Der Stadtteil im Düsseldorfer Süden gilt als Problemviertel, und Probleme gab es auch in der neuen Clique. Es wurde geraucht, Alkohol getrunken, auch wurden Drogen genommen. »Das war ein sehr schlechter Umgang«, befindet Sara heute, die in dieser Zeit auch mit dem Rauchen anfing. Das Laster war ihr geblieben, als sie sich aus Garath zurückzog und wieder mehr im beschaulichen Gerresheim unterwegs war.

SIE ZOGEN DIE REISSLEINE

Doch die Abwärtsspirale war nicht aufzuhalten: Nun hätten sich die Schwestern mit anderen Leuten vor dem Rathaus getroffen »und jede Menge Mist gebaut«, wie Sara einräumt. Sie seien in verlassene Häuser eingedrungen, auch in die ehemalige Glashütte. Erwischt worden seien sie nie. Sie begann mit ihrem damaligen besten Freund Alkohol zu trinken und auch zu kiffen, das ging ein halbes Jahr so. »Ich war in der Zeit oft müde, aber trotzdem im siebten Himmel. Man lacht andauernd und kriegt ständig Fressflashes.«

Zum Lachen war ihr Leben zu diesem Zeitpunkt aber längst nicht mehr. Ihre Eltern hatten sich getrennt, arbeiteten viel und verfolgten laut Sara irgendwann gar nicht mehr, was ihre Töchter so trieben. Bis zur 8. Klasse in der Realschule lief demnach alles gut, »ab dem zweiten Halbjahr war ich im Prinzip gar nicht mehr dort«. Stattdessen hatte ihr Umfeld immer häufiger mit der Polizei zu tun, es kam zu Schlägereien, auch zu Nötigungen. »Wir hatten Riesenstress.« Als sie und ihre Schwester dann von den vermeintlichen Freunden selbst bedroht wurden, war der Punkt erreicht, die Reißleine zu ziehen. »Wir haben uns an unsere Eltern gewandt und an die Polizei. Die Sozialarbeiterin unserer Schule ging dann zum Jugendamt und dort haben wir unsere Geschichte erzählt.«

Dass es so nicht weitergehen konnte, war allen Beteiligten klar. »Wir hätten damals

mehrere Wege gehen können, auch zu Hause wohnen bleiben mit Unterstützung der Familienhilfe«, erzählt Sara – und Thomas Volbert nickt. Sie hätten sich dagegen entschieden. »Auch weil meine Mutter mit der Situation völlig überfordert war, vor allem durch unser Verhalten.« Die Teenager hatten darüber hinaus große Angst, weiter den alten Bekannten zu begegnen. »Ich fühlte mich bedroht«, gesteht Sara. Und so begann ihr neues Leben in der Arche I, das der Schwester nebenan.

Seitdem begleitet Teamleiter Volbert ihre Entwicklung. »Es war sofort eine Beziehungsebene da«, sagt er. Er habe Sara als humorvollen Menschen kennengelernt, sie habe zudem einen intelligenten Eindruck gemacht. Und das sollte auf ihrem weiteren Weg eine zentrale Rolle spielen: An der Förderschule mit Schwerpunkt für Schulverweigerer, in der sie trotz des massiven Unterrichtsversäumnisses in die 9. Klasse einsteigen durfte und kein Mal unentschuldig fehlte, war Sara schnell unterfordert. Im Sommer 2023 wechselte sie an die Gesamtschule, im Mai 2024 hat Sara erfolgreich die Qualifikation für die gymnasiale Oberstufe geschafft.

Doch wie ist ein solcher Wandel in so kurzer Zeit möglich? Die wichtigste Frage bei einem Neueinzug sei immer: »Was brauchen die Kinder?«, erläutert Thomas Volbert. »Bei Sara ging es also um die Schule, darum, dass das wieder läuft.« Man habe einen Rahmen geschaffen, in dem sie sich selber habe entwickeln können. »Sara hat schon von sich aus viel Motivation mitgebracht«, sagt er. Man habe im Team auch klare Grenzen gezogen, aber kaum einmal eingreifen müssen. »Wir hatten am Anfang schon Sorge, dass sie wieder in alte Muster verfällt oder in die alten Kreise gerät. Aber: Es ist nicht passiert.«

Das Entscheidende: Sara hat die Grenzen selbst akzeptiert, wenngleich sie von Anfang an viel wollte: das Handy nutzen, draußen sein, Freunde treffen. »Wir haben das genutzt«, meint Thomas Volbert. »Du möchtest dieses oder jenes, dann tu

auch was dafür.« Und genau das sei passiert. »Wir haben neue Schritte besprochen – und sie hat das einfach gemacht«, lobt er. So habe man im Team beispielsweise einen Ernährungsplan für Sara erstellt und sie habe sich akribisch an die Vorgaben gehalten. Der Erfolg stellte sich ein: »Ich bin deutlich fitter als früher«, sagt Sara. »Aber mein Immunsystem ist noch nicht ganz auf Trab.«

Doch daran arbeitet sie, wie auch an weiteren Punkten. Ihr großes Ziel ist das Abitur, um später Jura zu studieren. »Ich liebe es, mich für andere einzusetzen«, erklärt sie ihren Wunsch. Sie habe jetzt »noch zweieinhalb Jahre Zeit für einen Eins-Komma-Abschluss«. Dafür lernt die Schülerin viel, nimmt in ihrem Problemfach Mathe Nachhilfe. Dass sie dadurch weniger Freizeit hat, fürs Malen und Zeichnen etwa, nimmt sie in Kauf. »Mir hat es sehr geholfen, dass man mir regelmäßig einen Tritt in den Hintern gegeben, aber mich auch unterstützt hat«, sagt Sara. »Und es ist immer jemand da, mit dem ich reden kann.« Zwei Jungen und zwei weitere Mädchen leben in der Arche I, mit denen sie sich gut verstehe. Was ihr zudem hilft: Dass sie ihre Schwester fast täglich sieht. »Auch ihr geht es gut«, das ist Sara wichtig.

VORHANDENE RESSOURCEN AKTIVIERT

Für Teamleiter Volbert ist das eine Bestätigung der intensiven Arbeit beider Teams. Vorhandene Ressourcen zu aktivieren und positiv zu verstärken, das versuche man in der Jugendhilfe, erläutert er. Dass Sara sich für andere einsetzt, sei ein solcher Wesenszug, dass sie gut argumentieren könne, ein anderer. »Also sollte sie das auch für sich selbst einsetzen.« Ein Beispiel sei das therapeutische Reiten, an dem auf dem Campus fast alle Kinder teilnehmen. Aber das habe Sara nicht gereicht, »sie wollte an eine richtige Reitschule, die wir uns aber nicht leisten können«, sagt er. Und so hat Sara einen langen Brief ans zuständige Jugendamt geschrieben – und tatsächlich Geld für ein Jahr Reitunterricht erhalten.

Für die 16-Jährige war das ein weiterer Erfolg, den sie sich erarbeitet hat. »Ich habe gemerkt, dass ich beim Reiten den Kopf freibekomme«, sagt sie. »Wenn Tiere um mich sind, vergesse ich meine Probleme.« Diese versuchte sie einst auf andere Weise zu verdrängen. »Ich wollte mich ablenken«, versucht sie sich an einer Erklärung. Es war definitiv der falsche Weg, das hat sie erkannt. Dass sie darüber jetzt öffentlich spricht, soll auch anderen Mut machen, die ihr Heil in Drogen suchen. »Ich habe hier«, sagt sie, »eine andere Lösung gefunden.« //

Durch die Krise

Hier berichtet eine Frau, die durch ein tiefes Tal gegangen ist, bis sie Hilfe gefunden und angenommen hat. Heute hilft sie anderen. Wir haben sie gebeten, uns zu erzählen, wie sie in die Krise geraten ist – und wieder herausfind. Ihrem Wunsch, anonym zu bleiben, haben wir selbstverständlich entsprochen.

Aufgezeichnet von Roelf Bleeker



2016 ist mein Mann gestorben, sechs Wochen nach der Diagnose Krebs. Wir waren 36 Jahre zusammen. Ich hatte Existenzängste ohne Ende. Das macht halt was mit einem, wenn da so ein Fels in der Brandung wegbricht. Es war eine sehr gute, liebevolle Ehe. Wir hatten noch so viele Zukunftspläne.

Mein Körper hatte schon in der schlimmen Zeit vor seinem Tod mit chronischen Schmerzen und schweren Depressionen reagiert. Ich habe vergessen, zu essen, extrem viel Sport gemacht, war nur noch ein Strich in der Landschaft.

Ich habe nach dem Tod meines Mannes noch drei Jahre funktioniert, mehr oder weniger. Ich wollte nicht nachdenken, hatte unglaubliche, existenzielle Angst vorm Absturz. Das hat nach außen noch eine ganze Weile funktioniert, aber mir auch die letzten Kräfte geraubt. Ich wollte mein Herz ausschütten, aber niemanden damit belasten. Das war die Beschützerin in mir.

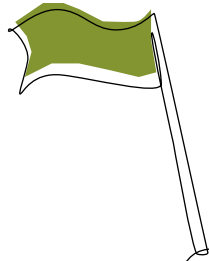
Die körperlichen Schmerzen habe ich gedeckelt mit Ibuprofen. 2016 habe ich eine Psychotherapie angefangen. In eine Klinik wollte ich nicht, schon gar nicht stationär. Ich war immer stark, habe mein Leben lang gearbeitet. Für mich war das anfangs körperlich, dass ich mich nicht konzentrieren konnte. Und dann hatte ich auch eine positive, na ja, das kann man nicht als Krise bezeichnen, aber für mich war es eine: Ich habe eine Frau kennengelernt, deren Partnerin 2016 gestorben ist. Beide Todesfälle sind nur vier Wochen auseinander gewesen. Diese Frau habe ich kennen- und schätzen und schließlich lieben gelernt. Und damit hatte ich ein Problem. Ich war 36 Jahre mit meinem Mann zusammen. Meine Freundin war das Beste, was mir passieren konnte, bei ihr kann ich mich fallen lassen. Aber das Outing war sehr, sehr schwer für mich.

Ich habe als Praxismanagerin in einer Zahnarztpraxis gearbeitet. Ich wusste, wie meine Chefin dazu steht: lesbisch und psychisch krank, sie hätte das nicht akzeptiert. Da konnte ich mich nicht öffnen. Zugleich konnte ich mich nicht mehr konzentrieren, ich machte Fehler, musste alles zwei-, dreimal bearbeiten. Am Wochenende holte ich nach, was ich nicht geschafft hatte. 2019 hatte ich meine erste Krankschreibung und bin da nicht mehr rausgekommen. Und dann habe ich die Kündigung gekriegt, per Einschreiben mit Rückschein, ohne ein Wort vorher. Nach 20 Jahren. Weil ich krank war.

Im Nachhinein bin ich froh. Die Kündigung war der letzte Tritt, als ich schon am Boden lag. Danach bin ich zusammengebrochen. Bis zur Kündigung dachte ich, ich berappel mich, zieh mich am eigenen Schopf heraus. Die Kündigung war eine Chance zum Neustart.

Die erste Reha hätte ich mir aber sparen können, da wurde rein orthopädisch behandelt. Dabei hatte ich schon bei der Beantragung erklärt, dass die körperlichen Probleme und die psychischen gleichwertig seien. Aber ich hatte ganz große Angst davor, in eine Psychiatrie zu gehen. Das war für mich wie aufgeben. Meine Psychotherapeutin und meine Ärzte haben mir sehr dazu geraten. Ich wollte auf keinen Fall stationär

»Ich hatte ganz große Angst davor, in eine Psychiatrie zu gehen.«



behandelt werden. Die Tagesklinik war ein Kompromiss. Ich war am Ende. Ich habe eingesehen, ich brauche Profis.

Sie haben mir dort Zeit gelassen, acht Monate. Nach der Tagesklinik war ich trotzdem überfordert. Mein Kopf hat nicht funktioniert, auch wegen der Psychopharmaka. Es war wie ein Brett vorm Kopf. Von der Tagesklinik hat mich die Sozialarbeiterin persönlich zu Frau Henne (Anm. d. Red.: Mitarbeiterin im Sozialpsychiatrischen Zentrum SPZ der Graf Recke Stiftung) gebracht. Frau Henne hat mich super unterstützt. Ich war überfordert mit den ganzen Papieren. Ich konnte keine Anträge ausfüllen. Was mal mein Job war, konnte ich nicht mehr. Wir haben dann angefangen, zusammen Telefonate zu führen, auf laut gestellt, aber anfangs habe ich kein Wort gesagt. Ich habe an den offenen Angeboten im SPZ teilgenommen, und dann hat Frau Henne mir das Angebot gemacht, hier einen ehrenamtlichen Kochkurs zu geben. Sie hat mich gefordert! Ich habe das dankend angenommen. Ich mache den Kochkurs bis heute mit meiner Freundin. Mir war wichtig, auch etwas zurückzugeben, das habe ich von Anfang an gesagt.

Dieses Jahr habe ich mit der Fortbildung zur Ex-Ingenebegleiterin begonnen. An drei Tagen bin ich dazu in Neuss. Im ersten halben Jahr lernen Sie ganz viel über sich selbst, im zweiten Teil, wie man anderen zur Seite steht. Wenn man so eine psychische Erkrankung selbst erlebt hat, sieht man manche Dinge anders.

Seit Oktober bin ich im SPZ angestellt. Ich mache weiterhin den Kochkurs und gebe noch einen Aquakurs, gehe mit einer Gruppe Frauen schwimmen. Da werden Gespräche geführt, wird Mut gemacht, Dinge wieder anzugehen. So habe ich es ja auch gemacht. Kleine Schritte, auch Rückschritte akzeptieren.

Frau Henne hat ein unglaubliches Händchen, keinen Druck zu machen. Das möchte ich von ihr noch lernen: Angebote, aber keinen Druck. Das war für mich lebensrettend. Ich habe mir früher den meisten Druck selbst gemacht. Wenn man das alte Muster fährt, und ich bin so erzogen worden, dann kommt man da schlecht raus. Heute mache ich langsamer, weil mein Körper das sonst verkraftet.

Ich habe hier sehr viel gelernt. Wenn Sie immer die Starke sind und allen geholfen haben, müssen Sie erst mal lernen, Hilfe anzunehmen, zu vertrauen, dass das funktioniert. Und als ich mich auch mit meinen Depressionen geöffnet habe, war ich sehr erstaunt, wer alles schon was hatte. Da hat sich mein Bild noch einmal gewandelt. //

Zu den Angeboten des Sozialpsychiatrischen Zentrums (SPZ) der Graf Recke Stiftung:
www.graf-recke-sozialpsychiatrie.de/spz



33,3
 PROZENT



Reimund Weidinger ist Leiter der Graf Recke Sozialpsychiatrie & Heilpädagogik.



Psychische Erkrankungen werden auch heute noch tabuisiert und stigmatisiert. Dabei ist der Anteil derer, die davon betroffen sind, höher denn je – gerade unter jungen Menschen. Ein Plädoyer für mehr Offenheit, Interesse und Solidarität von Reimund Weidinger.

Psychische wie seelische Erkrankungen sind vielfach leider noch ein Tabuthema und unterliegen häufig einem Stigma. Sowohl der Stigmatisierung durch andere als auch durch sich selbst. Es fällt immer noch schwer, eine psychische Erkrankung für sich selber anzuerkennen und diese auch behandeln zu lassen. Zudem sind psychische Krankheiten nicht auf den ersten Blick erkennbar und rufen oft großes Erstaunen hervor, wenn sie offen gemacht werden, weil es immer noch bestimmte Vorurteile und Bilder gibt, die wir mit psychisch erkrankten Menschen verbinden. Kaum jemandem ist bewusst, dass schon seit Jahren rund ein Drittel der Bevölkerung eine oder mehrere klinisch bedeutsame psychische Störungen aufweisen, laut Deutschem Ärzteblatt schon 2013 genau »33,3 Prozent der Bevölkerung aufs Jahr«. Die gerade erschienene Studie der Deutschen Depressionshilfe spricht von 45 Prozent der Bundesbürger, die von Depression betroffen sind – direkt aufgrund eigener Erkrankung oder indirekt als Angehörige. Damit sind psychische Erkrankungen ganz nah in unserem eigenen Umfeld und in unserem Alltag. Insofern wirken sich psychische Erkrankungen immer mehr auch auf dadurch gestiegene Fehlzeiten am Arbeitsplatz aus. Eine Erkrankungszunahme

ist insbesondere bei der jungen Bevölkerung zu verzeichnen. Umso wichtiger ist es, diesen Menschen mit Offenheit und Interesse gegenüberzutreten. Wichtig ist ebenfalls, aufzuklären und die verschiedenen Facetten einer psychischen Erkrankung deutlich zu machen. Kaum jemand weiß, dass seelische Leiden nicht nur in unseren dienstlichen Zusammenhängen ganz nah bei uns sind, sondern auch in unserem privaten Umfeld. Weil Menschen mit psychischen Erkrankungen sich verstecken und meinen, im Verborgenen bleiben zu müssen. Und auch in beruflichen Zusammenhängen erleben wir, dass insbesondere psychisch erkrankte Menschen keine wirkliche Lobby in der Öffentlichkeit haben. Umso bedeutsamer ist die Begleitung dieser Menschen, um ihnen neue Perspektiven und Chancen zur sozialen Teilhabe sowie zur Teilhabe an Arbeit zu ermöglichen. So wichtig ist es aber auch, Kräfte zu aktivieren, die Zeichen setzen – auch über Symbole. Die grüne Schleife symbolisiert international das Bewusstsein für psychische Gesundheit. Grün steht für neues Leben, neues Wachstum und Neuanfänge und löst in Menschen ein Gefühl von Sicherheit aus. Daher will ich Sie ermuntern: Tragen Sie bei für Sie geeigneten Gelegenheiten die grüne Schleife, um Angehörigen oder einfach den Menschen, denen Sie in unterschiedlichsten Zusammenhängen begegnen, an denen Sie auch nur vorbeigehen, zu zeigen, dass Sie um die Nöte, aber auch um die Stärken von psychisch erkrankten Menschen wissen und Ihnen ihre – und Ihre eigene – psychische Gesundheit am Herzen liegt.

Im Heimathafen



Bis zum Sommer des vergangenen Jahres hätten ihre Eltern »ein tolles Leben« gehabt, sagt Daniela Reinhart. Dann sei alles in kürzester Zeit zusammengebrochen. Heute, mehr als ein Jahr später, kann Daniela Reinhart darüber sprechen. Das hat vor allem mit der Wohngemeinschaft Heimathafen im Graf Recke Quartier Neumünster zu tun.

Von Roelf Bleeker

»Ist schön hier, nicht?« Daniela Reinharts Mutter mit Silke Krause vom ambulanten Pflegedienst recke:mobil.



Im Rückblick sagt Daniela Reinhart: »Das war ein Chaos mit Ansage.« Jahrelang habe sie versucht, mit ihren Eltern ins Gespräch zu kommen, was werden soll mit dem großen Haus, wohin sie ziehen wollen, wenn es gar nicht mehr geht. Ihr Vater habe dann nur gesagt: »Du tust, als wären wir alt.« Da war er 84.

Aber – warum auch etwas ändern? Bis zum Sommer 2023 hätten ihre Eltern »ein tolles Leben gehabt«, sagt Daniela Reinhart selbst: »Sie lebten in ihrem eigenen Haus, fuhren in den Urlaub und kamen gut zurecht.« Ihre Mutter habe zwar schon seit einigen Jahren Anzeichen einer Demenz entwickelt, aber das habe das Paar, seit 60 Jahren verheiratet und geradezu symbiotisch aufeinander eingestellt, im Alltag gut aufgefangen.

Mit der Erkrankung ihres Vaters aber habe sich alles verändert, sagt Daniela Reinhart.

Im Juli 2023 erhielt dieser die niederschmetternde Diagnose: Krebs. Als er zur Behandlung ins Krankenhaus kam, konnte seine Frau nicht allein zu Hause bleiben, sagt Reinhart: »Damals haben meine Eltern ihr Haus das letzte Mal gesehen.«

Heute, mehr als ein Jahr später, kann die 61-Jährige gut über diese Zeit sprechen. Ihre Mutter lebt seit Mai 2024 in der Wohngemeinschaft Heimathafen im Graf Recke Quartier Neumünster. Der Weg dahin war für Daniela Reinhart ein tiefer Einschnitt, sagt sie, in der sie Dinge aus dem Leben ihrer Mutter erfahren habe, die sie früher allenfalls geahnt hatte.

Für ihre Mutter habe sie zunächst einen Platz in der Kurzzeitpflege gefunden. Als auch für ihren Vater klar war, dass beide nicht nach Hause zurückkehren würden, fand ihre Tochter »mit Glück« zwei Heimplätze. »Mein Vater wollte keine gemeinsame Unterbringung. Ich konnte es mir nicht vorstellen, meine Eltern zu trennen, aber er hatte schon die letzten Jahre zu Hause mehr aufgefangen, als wir gesehen haben.«

Zu diesem Zeitpunkt, im Spätsommer 2023, sei klar gewesen, dass ihr Vater nicht mehr lange zu leben hatte, sagt Daniela Reinhart. Zwei Tage vor dem Jahresende 2023 starb er.

Seine Frau habe all das schon gar nicht mehr verstanden. »Mit den Veränderungen des letzten Jahres hat die Demenz meiner Mutter einen starken Schub bekommen.« In der Senioreneinrichtung habe die 84-Jährige plötzlich höchst aggressiv agiert. »Sie hat es absolut abgelehnt, dass sie überhaupt jemand versorgt.« Vor allem Duschen sei unmöglich gewesen. Das Personal sei damit nicht mehr zurechtgekommen und ihre Mutter, die früher größten Wert auf ihr Äußeres gelegt habe, sei zunehmend verwehrlos, erinnert sich die Tochter.

Zu diesem Zeitpunkt konnte noch niemand einordnen, was eigentlich passierte. Warum ihre Mutter plötzlich so aggressiv reagierte. Selbst ihrer Tochter

gegenüber, wenn diese versuchte, die Körperpflege selbst zu übernehmen. »Ihr macht mich tot«, habe sie dann in höchster Verzweiflung geschrien.

Dass ein tief sitzendes Trauma die Ursache sein könnte, war für Daniela Reinhart zu diesem Zeitpunkt durchaus ein Gedanke: »Wir wussten von ihrer Flucht aus Ostpreußen zum Kriegsende, dass sie dabei ihre Familie verloren hat.« Sie sei danach durch verschiedene europäische Heime gereicht worden, bis sie durch eine Zeitungsannonce wieder mit ihrer Familie zusammenkam. Über ihre Odyssee habe ihre Mutter gesagt: »Ich habe in dieser ganzen Zeit keine Zuwendung erlebt.« Daniela Reinhart meint: »Ich hatte immer das Gefühl, dass da mehr passiert sein muss.«

KOMPLETT ÜBERFORDERT

In der Einrichtung sei es zunehmend unmöglich gewesen, ihre Mutter zu versorgen, berichtet Daniela Reinhart. »Ich habe mich intensiv mit der Thematik Demenz auseinandergesetzt, nach Selbsthilfegruppen gesucht, während ich gleichzeitig den Sterbeprozess meines Vaters begleitete und nach seinem Tod die Formalitäten erledigen musste.« Komplett überfordert sei sie gewesen. Bis sie Kontakt zur KIWA aufnahm, der Koordinierungsstelle für innovative Wohn- und Pflegeformen für Menschen im Alter in Schleswig-Holstein.

Dort vermittelte man die verzweifelte Tochter ans Graf Recke Quartier Neumünster. In dem vor zwei Jahren eröffneten Quartier entstand gerade eine »selbstbestimmte Wohn- und Pflegegemeinschaft« für zwölf Menschen mit Demenz. Selbstbestimmt, das bedeutet, dass eine Mietergemeinschaft sich in Form einer Gesellschaft beschränkter Rechts selbst organisiert, erklärt Bereichsleiter Martin Irmer. Pflegerisch versorgt werden sollten diese vom ambulanten Pflegedienst recke:mobil, täglich begleitet von Alltagsbetreuungskräften aus dem Graf Recke Quartier. Doch es dauerte eine Weile, bis sich genügend Familien fanden, die diese eigenverantwortete WG für Menschen mit Demenz mittragen wollten und konnten. Im Mai 2024 stand fest: Es kann losgehen mit der WG Heimathafen. Diesen Namen haben die Gesellschaftsmitglieder für »ihre WG« gewählt.

»Meine Mutter kam in einer schlimmen Verfassung in die WG Heimathafen«, erzählt Daniela Reinhart. Auch wenn sie kaum verstanden habe, was mit ihr passierte: »Es war eine sehr liebevolle Aufnahme hier. Meine Mutter hat zaghaft, aber freudig reagiert. Als ich eine Woche später zu Besuch kam, saß sie frisch geduscht am Tisch und hat zu mir gesagt: ›Ist schön hier, nicht?‹ Da bin ich erst einmal vor die Tür und habe geweint.«

Verena Keller* vom ambulanten Pflegedienst recke:mobil erinnert sich an den Einzug von Daniela Reinharts Mutter. Das Pflegeteam habe gewusst,

»Damals haben meine Eltern ihr Haus das letzte Mal gesehen.«

DANIELA REINHART

* Name auf Wunsch geändert.

dass sie durch aggressives Verhalten aufgefallen sei. »Wir waren dann aber überrascht, weil es doch sehr harmonisch verlief.« Offenbar wirkte sich die Atmosphäre in der WG positiv auf Daniela Reinharts Mutter aus. »Hier hat sich jemand Zeit für sie genommen, sie hat die Zuwendung gespürt und das Gefühl, hier passiert mir nichts«, beschreibt es ihre Tochter.

Dieses Vertrauen hat aber wohl auch dazu geführt, dass die neue Bewohnerin nach einigen Tagen einer Betreuerin etwas Furchtbares aus ihrer Kindheit erzählte. Dass sie in den Wirren ihrer Kindheit Opfer einer Gruppenvergewaltigung geworden sei. Unter der Dusche.

Verena Keller erinnert sich an diesen Moment: »Die Kollegen haben mir berichtet, dass sich Frau Reinharts Mutter geöffnet hat, dass es dann aber auch plötzlich wieder Probleme mit der Körperhygiene gab.« Die Mitarbeitenden schienen erneut vor einem unlösbaren Problem zu stehen.

»In dieser Situation waren wir alle überfordert in der neuen WG«, gesteht die Pflegerin. Nach Beratungen mit ihrem Team und einem Experten aus dem Friedrich-Ebert-Krankenhaus in Neumünster stand für alle fest: »Wir brauchen einen Profi, der uns an die Hand nimmt und uns wieder handlungsfähig macht.«

Diesen Profi fand Verena Keller im Kompetenzzentrum Demenz in Person von Silke Steinke, Diplom-Pädagogin und Heilpraktikerin für Psycho-

therapie. »Sie hat das spontan möglich gemacht«, freut sich Verena Keller. Zunächst führte Silke Steinke eine zweieinhalbstündige Schulung für zehn Mitarbeitende aus Pflege und Alltagsbegleitung, die mit der WG Heimathafen zu tun haben, durch (siehe nebenstehenden Artikel).

»Frau Steinke hat uns viele Tipps an die Hand gegeben«, berichtet Verena Keller weiter. »Das war der Schlüssel für unser Team, uns das zuzutrauen.« Das Team könne jetzt noch besser einschätzen, wann Körperpflege machbar sei oder auch nicht: »Wir finden zunehmend Wege, um ein für beide Seiten ausreichend stabiles Gefühl von Sicherheit zu schaffen.«

Wenn Daniela Reinhart heute in die WG Heimathafen kommt, dann gibt es Tage, sagt sie, an denen ihre Mutter geduscht und zufrieden am Tisch sitze. Aber auch jene, an denen das nicht so ist. »Da sehe ich – oh, Körperpflege ist wohl erst morgen wieder dran. Aber ich weiß: Es ist so gut, wie es sein kann in ihrer Situation.«

Das zurückliegende Jahr sei organisatorisch wie auch emotional eine Riesen-Herausforderung gewesen, sagt Daniela Reinhart. »In ihren aggressiven Phasen hat meine Mutter mich beschimpft, gesagt, sie habe mich nie geliebt. Ich konnte das vom Kopf her einordnen, aber nicht vom Herzen.« Jetzt sei ihr eine riesige Last von den Schultern genommen worden. »Ich kann die Pflege den Profis überlassen und meine Mutter nun empathisch auf ihrem letzten Weg begleiten.« //



So gut, wie es sein kann: Impressionen aus der WG Heimathafen.





INFO

Das Kompetenzzentrum Demenz ist das größte Projekt der Alzheimer Gesellschaft Schleswig-Holstein e. V. / Selbsthilfe Demenz.

Es bietet Beratung, betreibt Öffentlichkeits- sowie Netzwerkarbeit und organisiert Fortbildungen.

Mehr erfahren auf der Website www.demenz-sh.de



An einem Strang ziehen

Die Menschen, die in unseren Senioreneinrichtungen begleitet werden, sind Teil einer Generation, die das Elend und die Wirren der Kriegs- und der Nachkriegszeit erlebt, aber selten gelernt hat, darüber zu sprechen. In Verbindung mit einer Demenz können solche Traumata extreme Wirkung entfalten, weiß Silke Steinke vom Kompetenzzentrum Demenz Schleswig-Holstein. Sie hat die Mitarbeitenden im Graf Recke Quartier Neumünster bei der Begleitung von Daniela Reinharts Mutter beraten.

»Wenn ich mich im Hier und Jetzt nicht mehr gut orientieren kann, bin ich auch nicht mehr in der Lage, mein Trauma zu regulieren«, erklärt Silke Steinke. »Wenn wir kognitiv gesund sind, können wir Traumainhalte meist gut verpacken.« Doch weil ein Mensch mit einer Demenz sich eine Situation nicht mehr über den Verstand erklären kann, können eigentlich harmlose Umstände für diese Menschen als akute Bedrohung empfunden werden. Im Falle der Mutter von Daniela Reinhart kamen diverse Faktoren zusammen: der Umzug aus der gewohnten Umgebung, der Verlust des Ehemannes. »Wenn wir diese Menschen dann auch noch mit Nachdruck

in Pflegehandlungen zwingen, nach dem Motto, wir müssen Sie jetzt mal waschen, dann können wir sie retraumatisieren«, sagt Silke Steinke. »Weil sie wieder die Ohnmachtserfahrung machen und nicht die nötigen Kapazitäten haben, um das zu verarbeiten.« Wer sich so schutzlos ausgeliefert fühlt, benötigt Menschen an der Seite, die sie »coregulieren«, erklärt die Pädagogin: »Diese Menschen müssen eine Grund-sicherheit geben, Situationen schaffen, in denen die Betroffenen erst mal etwas Schönes erleben und Vertrauen fassen können: Hier passiert mir nichts Schlimmes.« Die Grundpflege könne dann nicht immer so stattfinden wie üblich. Dieser Druck müsse gerade den Pflegekräften genommen werden, betont Silke Steinke. »Das müssen dann alle Beteiligten aushalten, auch die Angehörigen. Alle, die mit diesem Menschen zu tun haben, müssen sich einig sein und an einem Strang ziehen.« In der WG Heimathafen haben die Ansätze des Kompetenzzentrums Demenz offenbar gut funktioniert. Silke Steinke hat dafür viel Lob von der dortigen Belegschaft bekommen und gibt es gern zurück: »Es war toll zu sehen, wie die Mitarbeitenden bereit waren, sich darauf einzulassen und auch etwas auszu-probieren.« //

S

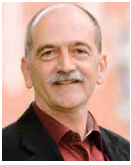


wie Seelsorge

In dieser Rubrik stellen wir die vielfältigen Elemente der diakonischen Unternehmenskultur vor. Dabei nehmen wir vor allem die sichtbaren Elemente in den Blick. Sie sind Ausdruck der unsichtbaren, nicht ausdrücklichen und teilweise unbewussten Unternehmenskultur mit ihren diakonischen Werten und Haltungen.

Von Dietmar Redeker

- A wie Abendmahlsfeiern
- B wie Bewahrung der Schöpfung – Nachhaltigkeit
- C wie christliches Menschenbild
- D wie Diakonie-Fortbildungen
- E wie Ehemaligentreffen
- F wie Feste
- G wie Gottesdienste
- H wie Hochzeiten und Taufen
- I wie inklusive Konfirmandenarbeit
- J wie Jubilarschreung
- K wie Kronkreuz-Verleihung
- L wie lebendiger Adventskalender
- M wie Mitarbeitendengottesdienst
- N wie Nächstenliebe – tausendfach täglich gelebt!
- O wie Oasentag
- P wie Religionspädagogik
- Q wie Qualitätsmanagement
- R wie Religions- und kultursensibles Arbeiten
- S wie Seelsorge**
- T wie Trauerbegleitung und Beerdigungen
- U wie Urlaub und Selbstfürsorge
- V wie Volunteers/Ehrenamtliche
- W wie Wochenenden mit Auszubildenden an der Nordsee
- X
- Y
- Z



Dietmar Redeker,
Pfarrer bei der
Graf Recke Stiftung

»... und das hat mir dann den Boden unter den Füßen weggezogen ...« Mit Tränen in den Augen schildert die Frau einen Schicksalsschlag, durch den plötzlich alles anders ist. Am Ende des langen Gesprächs ist sie gefasster: »Danke, es hat geholfen, mir einmal alles von der Seele zu reden. Ich werde darüber in Ruhe nachdenken. Kann ich Sie notfalls noch mal sprechen?«

In solchen Notfällen wenden sich Bewohnerinnen und Bewohner oder Mitarbeitende an mich oder andere Seelsorgerinnen und Seelsorger. Dieses Angebot von seelsorglicher Begleitung der Menschen in der Graf Recke Stiftung gehört seit den Anfängen vor rund 200 Jahren zum Wesen unserer diakonischen Arbeit. »Sie können sich mit allem, was Ihnen auf der Seele liegt, an mich wenden, egal ob es den dienstlichen oder den privaten Bereich betrifft. Und Sie können darauf vertrauen, dass diese Gespräche der seelsorglichen Schweigepflicht unterliegen«, heißt es in einem Infoblatt, das überall in der Graf Recke Stiftung ausliegt.

Aber ich möchte den Blick weiten: Es gibt in der Graf Recke Stiftung nicht nur den einen Stiftungsseelsorger, sondern es gibt Tausende Seelsorgende. Denn Seelsorge in der Graf Recke Stiftung ist nicht nur Sache des einen Berufsseelsorgers, sondern es gibt überall Alltagsseelsorge durch die vielen Mitarbeitenden in den verschiedenen Einrichtungen. Hier sind viele Begleitende für die Seelen der uns anvertrauten Mitmenschen tätig. Denn Seelsorge ist nicht ein Sonderbereich neben den diakonischen Arbeitsfeldern, sondern sie ist mit der diakonischen Arbeit untrennbar verwoben. Das gesamte diakonische Handeln hat eine seelsorgliche Dimension. Leibsorge und Seelsorge gehören untrennbar zusammen, Seelsorge ist eine der Grundqualitäten von Diakonie.

Gerade in Coronazeiten mit den vielen Kontaktbeschränkungen wurde das besonders deutlich. Eine Mitarbeitende berichtete aus der Zeit des Lockdowns:

»Die Kinder hatten sehr viele Fragen und auch große Sorgen. Zum Beispiel, wenn ein Mitbewohner eine Erkältung hatte und deswegen im Zimmer bleiben musste: ›Wie geht es ihm? Wird er wieder gesund?‹ Es gab viele Situationen, in denen die Kinder und Jugendlichen sehr existenzielle Fragen stellten und ihre Gefühle äußerten: Sorge um die Eltern, Sorge um die eigene Gesundheit oder auch die Frage, wie lange das alles dauert. Es gab daher für uns Mitarbeitende viele Gelegenheiten für seelsorgliche Gespräche über diese Fragen.«

Neben den hauptamtlichen Mitarbeitenden gibt es viele Ehrenamtliche. Und auch ihre Arbeit hat eine seelsorgliche Dimension.

Ich möchte den Blick noch mehr weiten, denn es gibt in der Graf Recke Stiftung außerdem viele hier lebende Seelsorgende: Denn auch die jungen und alten Menschen, die in unseren Einrichtungen wohnen oder gefördert werden, haben ein mehr oder weniger seelsorglich offenes Ohr für die Freuden und Sorgen ihrer Mitmenschen.

Mir ist klar, dass die meisten Mitarbeitenden oder Bewohnerinnen und Bewohner sich nicht als »Seelsorgende« bezeichnen würden. Allein schon, weil sie denken, dass man dafür eine Ausbildung braucht.

Aber sie übernehmen dennoch eine wichtige Aufgabe von Seelsorge, denn Seelsorge bedeutet, anderen beizustehen, sich in sie einzufühlen sowie ihre Freuden und Nöte mitzutragen. Die wichtigste Aufgabe von Seelsorge heißt daher: da sein. Da sein, wo Menschen miteinander leben, arbeiten und streiten, wo sie ihren Weg meistern oder auch scheitern. Und ihnen Mut machen zu einem Leben mit Gefährdungen und Rissen. Weil die Zusage Gottes gilt, dass wir auch darin gehalten sind.

So leben die Mitarbeitenden und die Bewohnerinnen und Bewohner – natürlich sehr unterschiedlich ausgeprägt – eine wesentliche seelsorgliche Haltung: »Da sein und nah sein« für die Menschen in der Graf Recke Stiftung, für ihre Freuden und ihre Sorgen.

Neben diesen vielfältigen seelsorglichen Kontakten gibt es natürlich auch die Tätigkeit der hauptamtlichen, ausgebildeten Seelsorgenden. Es gibt die Pfarrerinnen und Pfarrer der evangelischen oder katholischen Ortsgemeinden, in deren Gemeindebezirken Einrichtungen der Graf Recke Stiftung liegen.

Und es gibt meine Pfarrstelle bei der Graf Recke Stiftung zur seelsorglichen Begleitung von Bewohnern und Mitarbeitenden.

Als Seelsorger in der Graf Recke Stiftung habe ich die Erfahrung gemacht, dass Gespräche zwar öfter so aussehen, wie man sie sich landläufig vorstellt: Zwei Personen – eine davon ausgebildet in der Seelsorge – sind im vertraulichen Gespräch unter vier Augen oder »unter zwei Ohren« am Telefon. Aber es gibt neben dieser klassischen Seelsorgesituation auch viele Seelsorgegespräche zwischen Tür und Angel. Solche »Gesprächsanfragen im Vorübergehen« beziehen sich oft auf zwischenmenschliche Fragen: »Heute ist echt nicht mein Tag. Ich bin so down ...«

Diese kurzen Sätze laden dazu ein, genau hinzuhören und in seelsorglichen Kurzgesprächen mit dem Gegenüber einen ermutigenden Impuls zu finden – sozusagen »den Funken der Hoffnung zu entfachen«. Gerade bei diesen Gesprächen zwischen Tür und Angel geht es erst mal um Themen der Lebenshilfe: Mobbing, Konflikte mit Mitbewohnern, Ärger über Erziehungsmaßnahmen, Unzufriedenheit mit sich selber et cetera.

In vielen Definitionen von Seelsorge kommen die beiden Begriffe »Lebenshilfe und Glaubenshilfe« vor. Und zwar in dieser Reihenfolge. In meiner seelsorglichen Arbeit trifft diese Reihenfolge ebenfalls zu. Es liegt auch in der Natur diakonischer Arbeit, dass hier die »Lebenshilfe« im Sinne der tätigen Nächstenliebe im Vordergrund steht.

Bei diesen Lebenshilfethemen taucht dann immer wieder das Thema Vertrauen auf: Wem kann ich mich anvertrauen, (mangelndes) Selbstvertrauen, Vertrauensmissbrauch, auf wen kann ich bauen? Und mit dem Thema Vertrauen ist man mitten in der »Glaubenshilfe«. Denn Glaube und Vertrauen sind Synonyme.

Manch einer kann mit dem Wort Vertrauen mehr anfangen als mit dem Wort Glauben. Denn das Vertrauen verweist deutlicher auf eine Beziehung zu anderen Menschen, zu Gott, zu sich selbst: Ich vertraue mir, ich vertraue einem Mitmenschen, ich vertraue auf Gott. //

Herzlichen Dank

Trotz vielfältiger Herausforderungen für soziale Einrichtungen dürfen wir immer wieder mit Zuversicht nach vorne blicken. Ein wichtiger Grund dafür sind Menschen, die nicht wegschauen, sondern die Bedürfnisse ihrer Nächsten erkennen. Menschen, die sich privat engagieren, die ihre Unternehmen für soziale Anliegen sensibilisieren, oder Menschen, die in Förderorganisationen arbeiten und wichtige Projekte fördern. Gemeinsam setzen wir uns dafür ein, die Zukunft für viele unserer Mitmenschen zu verbessern. Wir sind dankbar für die Unterstützung, die wir bisher erfahren durften, und freuen uns sehr, wenn unsere Spenderinnen und Spender auch im neuen Jahr an unserer Seite stehen und wir zusammen besondere Angebote für junge wie ältere Menschen ermöglichen.



Kick-off mit Fortuna Düsseldorf

Im Düsseldorfer Norden freuen sich Kinder und Jugendliche der Graf Recke Stiftung über einen frisch sanierten Bolzplatz. Der Austausch des rissigen Betonbodens gegen recyclingfähigen Kunstrasen war nur durch Spenden und Fördermittel möglich. Der Dank gilt dabei der Aktion Lichtblicke e. V. mit einer Förderung in Höhe von 55.000 Euro sowie der Stadtparkasse Düsseldorf, der Henke-Stiftung, dem »Kindern eine Chance«-Förderverein der Ferdinand-Schule und allen engagierten Privatpersonen, die mit einer Spende geholfen haben. Zusammen mit einem Eigenanteil konnten so die Sanierungskosten von rund 86.000 Euro gemeinsam gestemmt werden. Zum Kick-off kam nicht nur der Hauptfördergeber, auch prominente Vertreter des Fußballvereins Fortuna Düsseldorf weihten den neuen Platz zusammen mit den Kindern ein. »Es war uns eine Herzensangelegenheit, hier zu sein«, sagte Fortuna-Vorstandschef Alexander Jobst bei der Einweihung.

Mehr über den Kick-off gibt es hier:
www.recke-on.de/kick-off



Gute Laune trotz Regen:
 »Es war uns eine Herzensangelegenheit, hier zu sein«, sagte Fortunachef Alexander Jobst.

Erste Gläser im Regal: Einen Präsentkorb mit Marmelade hatte Udo Zimmermann dabei.



Ausgestattet!

Wichtiger Meilenstein erreicht: Die Erstausrüstung des inklusiven Einkaufsladens für Menschen mit schwerer Demenz im Leuchtturmprojekt Ahorn-Karree konnte dank Spenden- und Fördermitteln vollständig finanziert werden. Zur Erstausrüstung zählen etwa Verkaufsregale, Einkaufskörbe und Sitzmöglichkeiten für die Seniorinnen und Senioren, die durch den Laden ihrem von früher gewohnten Alltag nachgehen können. Ermöglicht wurde die Erstausrüstung über eine Förderung aus Mitteln der Deutschen Fernsehlotterie sowie Spenden der Heinz und Wilma Mudersbach-Stiftung, des RoundTable 198 Düsseldorf-Neanderthal und des Fördervereins des Dorotheenheims e. V. Auch Leserinnen und Leser der recke:in haben mit ihren Spenden zum Erfolg beigetragen. Zuletzt besuchte Udo Zimmermann, Vorstandsvorsitzender der Sparkasse Hilden-Ratingen-Velbert, den Einkaufsladen und überreichte symbolisch eine große Spende.

Lesen Sie mehr:
www.recke-on.de/inklusive-laden





Dieser Winter wird bunt: Für den Garten des Seniorenzentrums wurden die Pinsel geschwungen.

Farbtupfer für die kalte Jahreszeit

Die Bewohnerinnen und Bewohner des Seniorenzentrums Walter-Kobold-Haus in Düsseldorf hatten sich für ihre Sitzbänke im Garten einen bunten Farbanstrich gewünscht. Zehn engagierte Mitarbeitende des Think Tank Future der Stadtsparkasse Düsseldorf haben diesen Wunsch an einem Social Day nun erfüllt. In vielen Farben leuchten jetzt die Metallbänke im Außengelände, die das Team sorgfältig abgeschliffen, grundiert und neu lackiert hat. »Der Außenbereich ist unseren Senioren sehr wichtig. Die renovierten Gartenbänke und die neuen Hochbeete werden uns allen hier lange Freude bereiten«, freute sich Einrichtungsleiter Andreas Becker über die neuen Farbtupfer. Die Stadtsparkasse hat für den Social Day nicht nur ihre Mitarbeitenden freigestellt, sondern die Aktion auch mit einer Spende unterstützt.

Ausblick 2025 Weil es guttut: Tanzen im Stadtteil

Einfach mal unbeschwert tanzen, die Sorgen beiseitelegen und sich gut fühlen in der Gemeinschaft. Ein niedrigschwelliges Tanzprojekt in Düsseldorf-Oberbilk soll im nächsten Jahr Menschen mit psychischen Belastungen dabei helfen, einen positiven Umgang mit den Herausforderungen des Lebens zu finden und ihre Gesundheit zu fördern. Das generationenübergreifende Projekt in der Beratungsstelle Atrium zielt auf Menschen mit Einwanderungsgeschichte, aber auch Interessierte aus dem Stadtteil sind willkommen. »So vielfältig unsere Stadtgesellschaft ist, so unterschiedlich sind auch die Ressourcen und Bedürfnisse. Hier wollen wir mit diesem besonderen Stadtteilangebot unterstützen und auch das Miteinander stärken«, sagt Bereichsleiter Jan Dubbel. Spenden und Fördermittel für die Umsetzung des Projekts werden gerne entgegengenommen.



Therapiepferde: Mit der Zeit bauen die Kinder Vertrauen zu den gutmütigen Tieren auf.

Mutmacher Pferd

Therapiepferde sind echte Mutmacher: Bei dem Angebot des heilpädagogischen Reitens können Kinder und Jugendliche traumatisierende Erfahrungen besser verarbeiten und neuen Lebensmut schöpfen. Sie haben in ihrem bisherigen Leben häufig grenzverletzende Erfahrungen gemacht. Die fünf Therapiepferde im Dorotheenviertel Hilden sind für die Kinder nach vielen Verletzungen wieder die ersten Freunde und helfen ihnen dabei, verlorenes Vertrauen wieder aufzubauen. Sie pflegen, versorgen und kümmern sich um die Tiere. Das Zuhause der fünf Pferde ist jedoch in die Jahre gekommen. Der Stall muss dringend erneuert werden. Dabei ist jede Spende ein wichtiger Baustein, um möglichst bald ein neues Zuhause für die tierischen Freunde errichten zu können.



Ihre Weihnachts-spende!

Spendenkonto:
Graf Recke Stiftung
KD-Bank eG Dortmund
IBAN DE44 1006 1006 0022 1822 18
BIC GENODED1KDB
Stichwort: RI Weihnachten
Wenn Sie eine Spendenquittung möchten, geben Sie bitte Ihre Adresse an.



Bequem online spenden!

Ihre Ansprechpartnerin

Özlem Yilmazer
Referatsleiterin
Referat Fundraising
T 0211. 4055-1800
o.yilmazer@graf-recke-stiftung.de
www.graf-recke-stiftung.de/spenden



»Danke, dass Sie sich engagieren und helfen: Kindern schenken Sie Mut, Erwachsenen Selbstvertrauen und älteren Menschen besondere Erlebnisse. Frohe Feiertage!«



Mit dem Rad zu grünen Oasen

Von Achim Graf



Radeln für die Seele.
In und um Düsseldorf,
192 Seiten, Droste Verlag
Düsseldorf, 18 Euro

Seiten

Was machen unsere Mitarbeitenden eigentlich, wenn sie nicht im Dienst sind?

blick!

Die Radfahrsaison ist für viele mit Beginn der dunklen und kalten Jahreszeit zu Ende, aber Anja Vorspel hat damit kein Problem: Sie fahre ja bei jedem Wetter, verrät sie. »Auch bei Sonne.« Über ihr Hobby hat Anja Vorspel, die sich beim ambulanten Pflegedienst recke:mobil um die Abrechnungen kümmert, jetzt ein Buch geschrieben. Im Rahmen der »Radeln für die Seele«-Reihe stellt sie 15 Wohlfühl Touren in und um Düsseldorf vor. Auch, um »andere ebenfalls zu motivieren, sich aufs Rad zu setzen«.

Zwei Dinge prägen das Leben von Anja Vorspel von Kindesbeinen an: ihre Leidenschaft für Bücher und ihre Begeisterung fürs Radfahren. Als Sechsjährige hat sie für ihre ersten Fahrversuche einst das Rad ihres Vaters aus der Garage stibitzt, als junge Frau absolvierte sie eine Ausbildung zur Buchhändlerin. Noch immer arbeitet sie in Teilzeit in ihrem Lehrberuf, die andere Hälfte ihres Arbeitslebens widmet sie sich der Kundenverwaltung beim ambulanten Pflegedienst recke:mobil der Graf Recke Stiftung, schaut darauf, »dass bei Abrechnungen die Null steht, so wie bei Manuel Neuer«. In ihrer Freizeit allerdings hat Vorspel ihre liebsten Hobbys nun auf besondere Weise verbunden: Sie hat ein Buch übers Radfahren geschrieben.

Radeln für die Seele. In und um Düsseldorf, heißt das 192 Seiten umfassende Werk, das als Teil einer Reihe jetzt im Droste-Verlag erschienen ist und 15 Wohlfühl Touren vorstellt. Ob durchs romantische Neandertal mit seinen Fachwerkhäusern, über sieben Brücken am Rhein entlang oder zu den grünen Oasen der Landeshauptstadt – sie habe »jede einzelne Tour wohl drei Mal abgefahren, bis alles gepasst hat«, wie Anja Vorspel verrät. Gestresst hat sie das keineswegs: »Das Wichtigste war für mich die Erholung, auf dem Rad zu sitzen, zu genießen und zu entspannen«, schwärmt sie. Und genau dieses Gefühl soll nun auch beim Nachradeln empfunden werden. Es ist das Grundprinzip der Buchreihe.

IHR TRANSPORTMITTEL DER WAHL

Dass der Verlag auf Anja Vorspel als potenzielle Autorin aufmerksam wurde, ist kein Zufall. Seit 30 Jahren besitze sie kein Auto mehr, erzählt die gebürtige Düsseldorferin. Ihr Transportmittel der Wahl sei das Rad,

ob für die zehn Kilometer zur Arbeit oder zum Einkaufen. »Dadurch spare ich mir das Fitnessstudio«, meint die 64-Jährige mit einem Lachen. Selbst ihre Urlaube verbringt Vorspel meist auf dem Rad, ob gemeinsam mit ihrer Partnerin oder auch in Gruppen. Zuweilen fährt sie sogar mit dem Fahrrad an ihr Reiseziel, wie zuletzt in die Eifel, »immer an der Erft entlang«. Der entscheidende Punkt allerdings: Seit rund 15 Jahren ist sie zudem Tourenleiterin beim Allgemeinen Deutschen Fahrrad-Club (ADFC), bietet regelmäßig Ausfahrten in und um Düsseldorf an. Über den ADFC sei sie im März 2023 schließlich auch angefragt worden, berichtet sie. Und sie hat zugesagt.

Eineinhalb Jahre lang ging es für Anja Vorspel in der Folge darum, geeignete Strecken zu entwickeln, abzufahren und anschließend zu beschreiben, auch die Fotos steuerte sie zum großen Teil selbst bei. »Ich wollte unbedingt die Umgebung von Düsseldorf mit einbeziehen, zum Beispiel die Ohligser Heide oder die Duisburger Sechs-Seen-Platte. Das lohnt sich wirklich sehr«, findet sie. Es sollten jedoch keine allzu langen Touren werden und möglichst weit weg vom Autoverkehr. Die längste führt 55 Kilometer über die Nordbahntrasse von Wuppertal nach Essen, die kürzeste 17 Kilometer mitten durch Düsseldorf. Auf Radwegen und ruhigen Straßen werden auf der »Kult(o)ur« alle wichtigen Museen angefahren. Die sei auch für Tage geeignet, an denen das Wetter nicht mitspielt. Sie selbst fahre ja bei jedem Wetter, verrät sie ihren Leserinnen und Lesern im Klappentext, »auch bei Sonne«.

Für solche Tage bietet sich für Familien zweifellos die 27-Kilometer-Runde zu den schönsten Wasserspielplätzen Düsseldorfs an. Urlaubsfeeling erleben indes alle auf

der Zwei-Fahren-Tour am Niederrhein oder der Rundfahrt durchs Angerland mit seinen Wäldern und Seen. Zu jeder Fahrt gibt es, neben eindrucksvollen Bildern zu allen Sehenswürdigkeiten, eine Radkarte (deren GPS-Daten sich von der Verlagshomepage auch aufs Smartphone laden lassen) sowie Tipps für eine Rast. Jeden einzelnen Restaurantvorschlag habe sie selbst getestet, »besonders die Eisdielen«, versichert die Autorin und schmunzelt.

SIE WILL AUCH ANDERE MOTIVIEREN

Die Recherche habe Spaß gemacht, keine Frage. Auch wenn sie etwa zur Düsseldorfer Nussy, einer künstlerisch zu Seeungeheuern umgestalteten Entlüftungsanlage am Volksgarten, bestimmt zehn Mal hingefahren sei. »Nie hat das Licht gepasst.« Doch Vorspel hat das gern getan, auf dem Rad zumal. Anstrengend hingegen war für sie das Schreiben, wie sie gesteht. »Ich bin Buchhändlerin. Ich verkaufe Bücher, ich schreibe sie in der Regel nicht selber.« Die Zusammenarbeit mit dem Verlag und dem Lektorat sei jedoch ausgezeichnet gewesen und sehr hilfreich. »Mein Respekt vor dem Produkt Buch ist in jedem Fall noch einmal gestiegen.«

Dass sie bei *Radeln für die Seele* nun selbst Teil eines solchen Produkts geworden ist, ist für Anja Vorspel »etwas ganz Besonderes, da bin ich auch stolz drauf«. Die Reaktion der zahlreichen Gäste bei der Buch-Matinee in der »Düsseldorfer Buchhandlung« in Bilk sei überaus positiv gewesen, freut sie sich. Anja Vorspel, die darüber hinaus im Düsseldorfer Stadtrat sitzt, liegt im Sinne der Umwelt und der Gesundheit nämlich eines am Herzen: »Andere ebenfalls zu motivieren, sich aufs Rad zu setzen.« Dass sie dies nun auch noch mit einem Buch tut, ist wohl nur konsequent. //



Er ist Pflegefachassistent bei uns!

Wohnen & Pflege

Unsere
Gemeinschaft
verbindet.

Mit dem Herzen dabei. Seit 1822.

UND WANN MIT DIR?



Graf Recke Stiftung
das Leben meistern